

KONTROLLAMT

JAHRBUCH
DER
STADT LINZ

1 9 5 3

LINZ 1954

Herausgegeben von der Stadt Linz

Städtische Sammlungen

I N H A L T

	Seite
Vorwort	V
Kulturchronik: Erste Linzer Kulturtagung — Theater und Schrifttumspflege — Konzertleben — Neue Galerie — Kunstschule — Musikschule — Volkshochschule — Mikrobiologische Station Schild — Büchereien — Städtische Sammlungen — Bau- und Kunstdenkmäler — Bauberatung — Künstlerische Ausgestaltung an städtischen Bauten — Botanischer Garten — Klima-Untersuchungsstelle — Natur- und Land- schaftsschutz — Der erste Fund einer Harfenfibel — Eine Linzer Stadt- ansicht	VII
Eduard Holzmair (Wien): Die Medaille in Oberösterreich	1
Gustav Gugitz (Wien): Linz im Urteil der Reisebeschreibungen und Lebenserinnerungen	43
Heinz Zatschek (Wien): Handwerk und Hausbesitz in Linz zwischen 1595 und 1800	101
Friedrich Schober (Linz): Die Linzer Goldschmiede	131
Hertha Awecker (Linz): Das Bruckamt der Stadt Linz	167
Georg Wach a (Wien): Das Lambacher Haus zu Linz	215
Eduard Straßm a y r (Linz): Bürgermeister Dr. Karl Wis er	233
Ferdinand Ernst Gr u b e r (Wien): Adam Müller-Guttenbrunn in Linz	249

	Seite
Othmar Wessely (Wien):	
Das Linzer Musikleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts . . .	283
Budolf Ardelet (Linz):	
Eine barocke Jubelprofess bei den Ursulinen zu Linz im Jahre 1791 . . .	443
Georg Grüll (Linz):	
Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Linzer Zeitungen im 17. Jahrhundert	467
Herwig Ebner (Graz):	
Der Brand zu Linz vom Jahre 1682	475
Alfred Hoffmann (Linz):	
Die Hütten und Stände am Linzer Bartholomäimarkt des Jahres 1583 . .	479
Harry Kühnel (Wien):	
Weingärten des Linzer Bürgerspitals in Nußdorf und Heiligenstadt . . .	501
Harry Kühnel (Wien):	
Die Zechenordnung der Linzer Kürschner aus dem Jahre 1460	509
Franz Pfeffer (Linz):	
Die Linzer Fernstraßen. Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte von Linz . .	515
Leopold Schmidt (Wien):	
Die Linzer Stadtvollskunde im Rahmen der Stadtvollskunde Österreichs	621
Rudolf Bayer (Wien):	
Den frühen Tagen zugewandt	633
Franz Stroh (Linz):	
Linz — nochmals namenkundlich	647

ADAM MÜLLER-GUTTENBRUNN IN LINZ

(Nach seinen Tagebüchern und Schriften)

Der banaterschwäbische Heimatdichter Adam Müller-Guttenbrunn kam im Alter von 21 Jahren als Telegrapheneleve nach Linz. Was ihn zu dieser Berufswahl trieb, die für einen Balbiergesellen aus Südungarn nicht alltäglich ist, hat der Dichter in einem köstlichen Buche der Erinnerung einprägsam erzählt. Als Geselle der „Medizinischen Offizin“ des Herrn Ulrich (das Geschäft befand sich in dem uralten Einkehrghasthof „Zum schwarzen Adler“ in der Wiener Taborstraße) führte er nach dem Muster der amerikanischen Werkstudenten ein zweischichtiges Leben. Das Balbieren, Haarschneiden und gelegentliche „Operationen“ mit der Klistierspritze ließen ihm Zeit genug, seine aus den Fugen geratene Schulbildung wieder ins Lot zu bringen. Er besuchte die Patzeltische Handelsschule, fiel aber im Rechnen durch, da er eifriger das alte Burgtheater besuchte, als die Regeldetri übte, und nächtelang studierte, bis ihm der schwäbische Dickkopf rauchte, in dem sich der Gedanke festgebohrt hatte, ein „Studierter“ zu werden, womöglich ein erfolgreicher Dichter. Ein heimlicher war er schon.

Neben den Verrichtungen in der Taborstraße hatte der junge Musensohn aus dem Banat sein literarisches Hauptquartier in der Universitätsbibliothek aufgeschlagen und sich aus den rhetorischen Niederungen der „Schmauswaberl“, dem gemütlichen Studentencafé unter den Schwibbögen der Postgasse, an die Gefilde der höheren Wissenschaften herangepirscht. So geriet das Werkstudentlein in die ernsthafte Gefahr des Entgleisens in der Unendlichkeit der Ideale. Da winkte ihm das Schicksal wohlwollend mit dem Zeigefinger.

In der Schwemme des „Schwarzen Adler“ hatte er einen hochgewachsenen blonden Menschen kennen gelernt. Franz Tischer hieß er und Telegraphenbeamter war er von Beruf. Nebenher erteilte er

Privatstunden. Dieser Tischler erzählte dem jungen Adam Müller allerlei von den Wundern des Morseapparates und von den Menschen, die ihn bedienten. Das wäre gar kein so unebener Beruf, gerade für einen bildungsbeflissenen jungen Mann, denn viele Stunden ruhe der Apparat und es wäre nicht verboten, in den Dienstpausen ein Buch zu lesen. Außerdem könne man sich auch vertreten lassen. Dem Apparat sei es gleichgültig, wer auf ihm klopfe, und es gäbe immer Kollegen, die täglich bereit sind, Überstunden zu machen — die Stunde zu 20 Kreuzern. Der Abteilungsvorstand müsse das zwar bewilligen, aber der tue es immer. So redete Herr Tischler auf ihn ein und er hatte mit seinem Bericht über das Schicksal des Adam Müller aus Guttenbrunn entschieden. Mit beiden Händen griff dieser zu und ließ sich in den staatlichen Kurs einschreiben, den Regierungsrat Ditscheiner an der Wiener Handelsakademie abhielt. Assistent Tischler, der wohlmeinende Bekannte aus dem „Schwarzen Adler“, war einer der Lehrer.

Nach mancherlei Fährnissen bestand Müller die Prüfung. Als Telegraphenaspirant hatte er das Recht, sich um eine Stelle zu bewerben. Am 15. Mai 1873 schrieb er sein Gesuch an die „Hochlöbliche k. k. Telegraphen-Direction“ und erklärte darin, daß er auf eine Verwendung im Staatstelegraphendienst reflektiere, mit der Beifügung der ergebensten Bitte, womöglich im Bereiche des Wiener Telegraphen-Directions-Bezirktes bleiben zu dürfen.

Die „ergebenste Bitte“ wurde nicht erfüllt. Als er davon erfahren hatte, tröstete ihn Freund Tischler. „Glauben Sie mir“ — so erzählte der Dichter in seinen Jugenderinnerungen — „Sie werden in Salzburg oder in Innsbruck mehr für sich arbeiten als in Wien. Gehen Sie doch zum Zelli, unserem Direktor. Er ist ein grobschnäuziger Bombardier, der sehr wenig gelernt hat, aber er ist gerecht. Handeln Sie sich bei ihm eine Stadt aus. Zum Beispiel Linz, von wo Sie in drei Stunden in Wien sein können. Erzählen Sie ihm, Sie hätten eine Großmutter dort, bei der Sie billig leben können. Denn mit den 300 Gulden, die Sie als erstes Adjutum erhalten, ist ja auch in Linz nichts anzufangen. Aber sagen Sie ihm um Gotteswillen nichts von Kunst und Literatur, vom Theater und von der Schriftstellerei, sonst streicht er Ihren Namen.“

Diese Unterredung gab den Ausschlag. Adam Müller entschied sich für Linz, die Nähe zu Wien dürfte bestimmend gewesen sein. Er befolgte den freundlichen Rat Tischlers und des Zelli, des „Wau-

wau“, den alle fürchteten, gönnte der Großmutter die Freude, ihren Enkel bei sich zu haben. „Nach Linz“, schrieb er mit Blaustift zu dem Namen Adam Müllers.

Wann ist Adam Müller in Linz eingetroffen?

Den genauen Tag vermögen wir nicht mehr anzugeben. Fest steht nur, daß er in der zweiten Junihälfte 1873 in der „obderennsischen“ Hauptstadt ankam. Am 14. Juni wurde er zum Telegraphen-eleven II. Klasse zur Dienstverwendung bei der k. k. Telegraphenstation Linz ernannt. Er wird bald darauf Wien verlassen und sich auf einem Donaudampfer „ingeschifft“ haben, denn am 28. Juni 1873 legte er in Linz den Diensteid ab. Dies läßt sich aus der Dienst-tabelle, die Adam Müller Ende Juni 1875 nach seiner Ernennung zum Telegrapheneleven I. Klasse ausfüllte, amtlich feststellen. In den Erinnerungen „Aus der Jugendzeit“ (abgedruckt in dem „Roman meines Lebens“, aus dem Nachlaß zusammengestellt von seinem Sohn. Leipzig 1927) gibt der Dichter an, er habe sich schon am 15. Mai in Linz vorstellen müssen. Hier ist dem Verfasser vermutlich ein Erinnerungsfehler unterlaufen. Am 15. Mai 1873 schrieb er (wie schon angeführt) sein Gesuch an die Telegraphen-Direktion, das am 14. Juni eine günstige Erledigung erfuhr. An Hand der erhaltenen Personaldokumente sind wir in der Lage, diese Daten aus den amtlichen Papieren genau festzustellen.

Am 28. Juni 1873, dem Tage der Eidesablegung, füllte der Telegraphenamtseleve II. Klasse seine erste Dienst-Tabelle aus. Sie hat folgenden Wortlaut:

Adam Müller — Geboren zu Guttenbrunn, Ungarn, Temeser Banat,
am 23. Oktober 1852

Studien und Prüfungen (Prüfungs - Calcul), Sprachen und andere
Kenntnisse:

4 Normalklassen, sehr gutem Erfolg

3 Gymnasialklassen wegen Kränklichkeit nicht pünktlich frequen-
tiert. Privatstudien, vorzüglich Medizin. Einen Kurs an der Handels-
schule. Einen Staatstelegraphenkurs an der Wiener Handelsakademie.
Sprachen: Deutsch, ungarisch, rumänisch, französisch.

Darstellung der gesamten Dienstleistung mit Angabe der einzelnen
Dienstkategorien, Dienstorte und Bezüge:

Auf Erlaß des k. k. Ministeriums vom 14. Juni 1873 zum Eleven
II. Classe mit dem Adjutum von fl. 300 ernannt.

Datum und Jahr des abgelegten Eides: 28. Juni 1873.

Mit den Originaldokumenten übereinstimmend

Linz, am 18. Juli 1873

Telegraphen-Direction

C. Zemohorek

am 28. Juni 1873.

Diese von Adam Müller eigenhändig ausgefüllte Dienstabelle ist vor allem deswegen bemerkenswert, weil die Aufzählung des Studienganges nichts von einem Schulbesuch in Hermannstadt (in Siebenbürgen) erwähnt, obgleich diese Auffassung von allen Kennern des Lebensweges Adam Müller-Guttenbrunns bisher vertreten wurde. Sie stimmt nachweislich nicht. Adam Müller weilte zwar von 1869 bis Anfang 1870 in Hermannstadt. Er studierte dort aber nicht, sondern schlug sich als Friseurgehilfe wacker durchs Leben.

*

In der Klammstraße Nr. 6 hatte Adam Müller bei Fräulein Thekla Westphal bald ein Unterkommen gefunden. In dem alten Bürgerhaus mit dem schönen Portal bewohnte sie im zweiten Stock eine bescheidene Wohnung, die der Dichter in seinem Linzer Roman „Es war einmal ein Bischof . . .“ genau beschreibt. „Sie (Thekla Westphal) hat drei Wohnräume, ein schmales Kabinett gegen die Gasse und einen kleinen Schlafraum daneben mit dem Eingang durch die Küche, dann ein großes liches Hofzimmer mit besonderem Eingang von der Treppe. Dessen beide Fenster öffnen den Blick nach einem öffentlichen Garten, an den auch einige Hausgärten anstoßen. In den gassenseitigen Räumen hatte sie alle ihre Schattenrisse, ihre Familienbilder und Erinnerungen; bei dem einzigen Gassenfenster aber stand ein behaglicher altväterlicher Lehnstuhl mit einer Schlummerrolle. Daneben, in die Ecke eingepaßt, ein Spinett.“ Ob diese Schilderung das Zuständliche genau wiedergibt oder der Dichter romanhaft retuschierte, vermögen wir nicht mehr nachzuprüfen. Die Atmosphäre wird jedenfalls richtig wiedergegeben sein, nur stand der „trauliche“ Großvaterstuhl später in Adam Müllers Hofzimmer.

Thekla Westphal war eine Offizierswaise, „geboren, um als alte Jungfer zu sterben“. Sie lebte von 100 Gulden Jahresrente und von dem Vermieten des Hofzimmers. Wie viel ihr das eintrug, kann man sich unschwer ausrechnen, wenn ihr „Zimmerherr“ Adam Müller zuerst 25, später 33 Gulden im Monat zu verzehren hatte.

Ob die tragische Liebesgeschichte, die Adam Müller-Guttenbrunn im Linzer Roman von Thekla Westphal erzählt, dem Urbild zuzuschreiben ist, erscheint nicht zwingend. Die Westphal, wie wir sie aus den zahlreichen Briefen des Dichters an sie und aus den häufigen Tagebucheintragungen kennen lernen, läßt eine (wenn auch

länger zurückliegende) geistige Störung — im Roman ist sie der tragische Höhepunkt des Liebeskummers der Offizierstochter, deren Bräutigam auf dem italienischen Kriegsschauplatz 1859 fällt — eigentlich nicht annehmen. Schriftliche Anhaltspunkte für die biographische Zuverlässigkeit der Romanhandlung (soweit sie Thekla Westphal betrifft) lassen sich nicht nachweisen. Das von ihr erhaltene Bild (veröffentlicht im „Roman meines Lebens“) zeigt ein intelligentes, älteres Frauengesicht mit auffallend hoher Stirn, eindringlichen Augen und einem feingeschnittenen, unsinnlichen Mund unter einer verhältnismäßig großen Nase, die auch der Romanautor erwähnt. Ein modischer Hut mit Reiheraufputz und einer Samtschnalle ist, die Stirn freigebend, unternehmungslustig gegen den Hinterkopf gerückt und verleiht dem Gesicht — dies sei zugestanden — einen Anflug von Fahrigem. Dieser Eindruck benötigt zur Erklärung aber keineswegs eine „geistige Störung“, er kann unschwer auf das Konto der „alten Jungfer“ gebucht werden.

„Hübsch war sie wohl nie, aber gut muß sie sein“, heißt es im Roman von Thekla Westphal und damit ist die äußere Erscheinung und die tiefe Herzensbildung dieser außerordentlichen Frau auf die knappste und richtigste Formel gebracht. Wiederholt betont der Dichter, daß ihn sein „guter Stern“ in das Haus dieser grundgütigen Frauensperson geführt habe, die trotz der ärmlichen Beschränkung ihrer Lebensführung eine vollendete Dame war.

Wie er Thekla Westphal am 7. Juni 1876 aus Ischl schrieb, kam Adam Müller müde und todkrank im Innersten seines Wesens nach Linz. In Wien hatte er — so gesteht er in dem Briefe — zu der Frau eines Freundes eine leidenschaftliche Liebe gefaßt. „Ich habe den Kampf bestanden und bin stolz darauf, aber er hat gewaltig gezehrt an dem ‚Lämpchen meines Lebens‘“. (Adam Müller befand sich demnach nach seiner Ankunft in Linz in genau derselben psychologischen Situation wie Viktor von Böheim, der tagebuchschreibende Held des Bischofomanes.)

Die ersten Monate und Jahre führte der Telegrapheneleve ein zurückgezogenes, ein einsames Leben. Mit 25 Gulden (und später mit 33) im Monat konnte er auch keine Sprünge machen. Die Bierkeller, die Gasthäuser, die Kaffeehäuser mied er, er haßte sie. Ein Stück Brot und eine Wurst vom Fleischselcher Windischauer taten es auch. Wichtiger war dem jungen Mann, daß ihm an geistiger Nahrung nicht mangelte. Er lechzte nach Büchern und ging, so oft

es ihm die bescheidene Briefftasche erlaubte, ins Landestheater, in Konzerte. Der Theaterbesuch war für ihn deshalb außerordentlich förderlich, weil er die meisten Stücke schon vom Wiener Burgtheater her kannte und sie hier in einer minderwertigeren Ausführung wieder sah und er vergleichen lernte, Leistungen gegeneinander abwägen. Sein kritischer Sinn wurde dadurch belebt.

Mit sauer ersparten Groschen legte er sich eine eigene Bibliothek an, deren Grundstock die billigen Reclambändchen bildeten. In späteren Jahren, als er um ein paar Gulden mehr im Monat verdiente, hatte er einen ständigen Buchhändler, der ihm die Neuheiten regelmäßig zusandte. Ein Telegraphenbeamter Anfang der Zwanzig! Nächtelang las er als unverbildeter Autodidakt die Klassiker, und es tat sich ein Sternhimmel vor ihm auf von Geist und Gemüt. An Lessings messerscharfem Stil schulte er seine Dialektik. Mit Entzücken las er den Streit mit dem Pastor Göze; das Stoffliche interessierte ihn kaum, nur die elegante Klinge, die logische Schärfe, nur Hieb und Stich fesselten den jungen Mann im Gartenzimmer in der Linzer Klammstraße. So lernte er denken, so lernte er schon früh seine Gedanken klar formen und unverschnörkelt zu Papier bringen.

Sein Linzer Leben war nicht leicht. Bei dem geringen Gehalt hatte er genug materielle Sorgen. „Ich leide keinen Hunger, nein! Aber wehe mir, wenn ich nicht eine so zartfühlende, hochsinnige Freundin hätte, meine Quartiergeberin, Thekla Westphal!“ lesen wir im Tagebuch in einer „Jahresbilanz“ des Silvestertages 1876. Vermutlich wäre das Leben des Telegraphenbeamten Adam Müller aus Guttenbrunn anders, gewiß nicht so geborgen und idyllenhaft verlaufen, wenn er das Refugium bei der Westphal nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht die Herzensgüte des österreichischen Menschen „ob der Enns“ zuteil geworden wäre.

Aber nicht nur die materiellen Vorteile, das stille Umsorgen eines jungen geistigen Menschen, der sich gerne verwöhnen läßt, nicht einmal die aufopfernde Pflege der guten Thekla, als er am 12. März 1876 wegen geistiger Überanstrengung an einem nicht ungefährlichen Kopftypus erkrankte, waren das Entscheidende in diesen seelischen Beziehungen, die man ja nicht mißdeuten soll. Die kinderlose, alternde Frau wendet ihre zurückgedrängten, jetzt aber mit einem Schlage verlebendigten Muttergefühle einem jungen Manne zu, der dem Alter nach ihr Sohn sein könnte — sie war

damals Mitte der Fünfzig, er Mitte der Zwanzig — und der ideal veranlagte Jüngling, in dessen Seele es gärt und brodelte, dessen Jugend nach einem teilnehmenden Herzen hungert, findet in dem alten Fräulein das Wesen, dem sich sein Drang nach Mitteilung erschließen kann. „Sie sind mir eine zweite Mutter geworden, teure Freundin, das fühle ich stündlich“, schreibt er ihr an einem stillen Juninachmittag des Jahres 1876. Damals war er schon fast drei Jahre in Linz, die seelische Annäherung war daher keine stürmische; sie hatte Jahre gebraucht, um auszureifen. In demselben Brief heißt es ein paar Zeilen weiter: „Im Verkehr mit Ihnen wurde ich ein anderer, meine düsteren Stimmungen wurden seltener, sie stellten sich nur mehr ein, wenn irgend eine materielle Erbarmlichkeit meinen Weg kreuzte. Ihr mildernder Einfluß auf meine Entwicklung ist unverkennbar. Ich möchte Sie stündlich um mich haben und jeden Schritt mit Ihnen besprechen. Mancher würde vielleicht anders, mancher nicht getan, und es fällt mir schwer, mich mit dem Gedanken einer Trennung von Ihnen — einer Versetzung nach Wien — zu befreunden, die für meine geistige Entwicklung geradezu Bedingung ist“. — In dieser Briefstelle ist es klar zum Ausdruck gebracht: Thekla Westphal war nicht nur eine herzensgute Fürsorgerin, sie war auch eine kluge Frau, eine weise Ratgeberin. An seinem Schaffen nahm sie regen Anteil und ihre Ratschläge hatte der junge Müller fast immer befolgt.

Über sein Leben führte Müller ein Tagebuch, in dem er fast täglich schrieb. Diese Aufzeichnungen unterrichten uns aber nur unzulänglich über seine äußere Lebensführung, denn die Stadt, die Menschen kommen nur selten darinnen vor, Frauen werden nur zweimal erwähnt. Trotzdem können wir uns aus verschiedenen Andeutungen ein Bild des Freundeskreises entwerfen, in dem Adam Müller in Linz gesellig verkehrte. Mit seinen Berufskollegen hatte er wenig Berührung, ausgenommen seinen „lieben Freund Oth“ (er war um zwei Jahre jünger und wurde später nach Ischl und von dort nach Wiener-Neustadt versetzt) und den braven Denk, der ihm die 40 Gulden vorstreckte, um sein Jugenddrama „Gräfin Judith“ auf eigene Kosten drucken zu lassen. Den bildungshungrigen Müller drängt es mehr zu den jungen Schönggeistern und zu den Theaterleuten, wozu bemerkt werden muß, daß ihm die Schauspielerinnen wenig bedeuteten.

Diese Linzer Schöngelster bildeten einen literarischen Verein, der sich „Rosengarten“ nannte, die Mitglieder trugen, echt romantisch, den Titel „Ritter“. Jeder hatte die Verpflichtung, in gewissen Zeitabständen Vorträge zu halten. Adam Müller war ein eifriger Vortragender. Bald sprach er über die „Technik des Dramas“ (nach Freytags berühmtem Buch), bald über die „Lüge im modernen Leben“ oder er setzte sich mit Kleist und dessen Prinzen von Homburg auseinander. Dem gewissenhaften Biographen wäre es möglich, die Tage festzusetzen, an denen diese Vorträge gehalten wurden; dies würde aber im Rahmen dieser Darstellung zu weit führen.

Die „Rosengärtner“ waren nicht immer verträgliche Gesellen, und das Bild, das Adam Müller von einigen entwirft, ist nicht immer schmeichelhaft. Er hatte sich mit den Genossen oft ärgern müssen, besonders nach dem Erscheinen seiner „Gräfin Judith“. „Das häßlichste Laster ist der Neid“, lesen wir in einer Tagebuchstelle vom 31. Mai 1877. „St., dessen Geist einem literarischen Kehrlichthaufen am meisten ähnlich ist und dessen Schöpfungen auf diesen Ursprung zurückweisen, speit seine ganze vielteure Ochsen-galle gegen mich aus. Er hat das Stück durch einen Vertrauensmißbrauch, nicht von mir erhalten. Er sagte unter vielen anderen Schönheiten, daß lauter charakterlose Menschen in dem Stück wären, und gibt nur den regelrechten dramatischen Aufbau, die gute Mache zu. Den empfindlichsten Vorwurf — mein Stück habe kein Herz, es sei eisig kalt — machte Lamberg hinter meinem Rücken, Thum, der seinem ominösen Namen Ehre macht, und uns im Rosengarten jüngst einen Vortrag hielt: ‚Aphorismen über Goethe‘, den er als sein eigenes Produkt bezeichnet und daran festhält, trotz unserer Glossen (denn wir fanden die Quelle, aus der er wörtlich geschöpft: ‚Wiener Zeitung‘, August 1874), fragte mich vorgestern: Aus welchem Roman haben Sie eigentlich Ihren Stoff entlehnt? Das brachte mich in eine an mir beispiellose Wut. Ich stampfte mit meinem Schirm auf das Straßenpflaster, und aus dem hündisch-furchtsamen Zurückweichen Th's kann ich beiläufig auf meinen Gesichtsausdruck schließen. Mir versagte im Moment die Sprache. Th. redete sich auf den und jenen aus, von dem er es gehört haben will. Ich erklärte den um mich Stehenden in derben Worten: der dies gesagt hat, ist ein nichtswürdiger Mensch und wenn er den Mut hat, es mir gegenüber zu wiederholen, so werde ich ihn öffentlich züchtigen . . . Es hatte

es keiner von den ‚Rittern‘ gesagt und Th. glaubt, es von St. gehört zu haben. Vielleicht ist es dann ein Irrtum und St. meinte die ‚Isabella‘, die ich nach Blumenhagens Novelle ‚Der Untat Ernte‘ schrieb. Wenn ich an diesen Auftritt denke, fiebert mein Puls“.

Fruchtbringender war sein Umgang mit Ludwig Stifter, einem begabten Lyriker, der aber, lungenkrank, in jungen Jahren starb. Stifter ist das Urbild des Gymnasiallehrers Ludwig Edlacher im Bischofroman. 1881 gab Adam Müller den Nachlaß Stifters unter dem schönen Titel „Im Lenze geknickt“ mit einem würdigenden Vorwort heraus, das er am 6. Juli 1880 in Wien beendete. Schon vorher, im Februar desselben Jahres, brachte er in der „Neuen Illustrierten Zeitung“ drei Gedichte heraus, deren Erscheinen Stifter nicht mehr erlebte. „Nun ‚reißt‘ man sich um die Kleinigkeiten, die er hinterlassen. Auch Rosegger hatte von den erschienenen Gedichten zwei für seinen Heimgarten akzeptiert und beklagt sich nun, daß er eines der hier erschienenen aus dem Satz werfen mußte, weil ich ihm nicht die Priorität gewahrt“ (Tagebuch, Wien, am 9. Februar 1880).

Das Gedichtbändchen mit dem Müllerschen Vorwort erschien in der Ebenhöschschen Buchhandlung in Linz. Es gehört heute zu den größten Raritäten der Antiquariate. Die im Linzer Roman veröffentlichten Gedichte Edlachers stammen von Ludwig Stifter. Eines sei hierher gesetzt, um eines zu früh dahingegangenen Talentes der oberösterreichischen Lyrik zu gedenken. Die Schwermut Ludwig Stifters, seine Todesahnung erinnern an einen anderen Frühvollendeten, an Georg Trakl.

Im Lazarett

Der Fieberkranke liegt im Lazarett,
Es neigt sich flüsternd über ihn die Nonne:
„Ihr steht am Ziel; sprecht nun als kurz Gebet:
Hilf Herr, mein Gott, und hilf Maria, meine Wonne!“

„Des Feindes Kugel drang mir gar zu tief,
Ich fühl 's, zur Rüste geht des Lebens Sonne,
Grüßt mir mein Lieb und sagt ihr, ich entschlief,
Indem ich betete: Maria, meine Wonne . . .!“

Sein letzter Seufzer ist verhallt,
Dampf brütend sieht ins starre Auge ihm die Nonne:
„Ich küß' die Stirne dir, so bleich und kalt,
Die sterbend du begrüßt — Maria, deine Wonne!“

Und die erschütternden vier Zeilen:

Ach, mich ruft nicht Herbst von hinnen!
Schon im Lebensmai geknickt,
Soll mein Dasein mir zerrinnen,
Eh' noch Liebe mich beglückt.

Aber selbst zu dem feinsinnigen Stifter waren die Beziehungen nicht immer ungetrübt. Adam Müller äußerte sich einmal darüber im Tagebuch am 2. Mai 1878: „Mein geistiger Verkehr beschränkt sich auf meinen Freund Stifter, der mir an Wissen weit und wohl auch an Geist überlegen sein mag — aber er kann den Schulmeister nicht verleugnen, und das ist zuweilen unangenehm, ja abstoßend. Wenn ich mich frage, was mich an Stifter fesselt, so bin ich um die Antwort verlegen. Es blitzt oft in unserem Verkehr von innerstem Widerspruch, ja Feindseligkeit hindurch. Stifter ließ in der Hitze zuweilen schon oft Bemerkungen fallen, die mich im innersten Leben, nicht etwa in meiner Eitelkeit, verletzten, weil sie mir bewiesen, daß er nicht tiefer in mich zu dringen versteht, als ich ihn selbst geführt. Das läßt ein wahres Gefühl der Freundschaft, wie ich es mir anfangs zu empfinden einbildete, nicht gedeihen; und doch ist unser Verkehr mehr als das Bedürfnis einer äußerlich geistigen Anregung.“

Die hypochondrischen Stimmungen, die häufigen Nervenkrisen, die peinigenen Zweifel an seinem Talent, das oft wankende Vertrauen in seine Bildung, in sein Wissen, werfen manchen Schatten über die Linzer Jahre Adam Müllers. Um sich selbst zu entfliehen, rannte er auf den Pöstlingberg, die „Akropolis von Linz“, oder ging seinen Lieblingsweg, der vom Freinberg über das „Zauberthal“ nach Margarethen führte, suchte Ablenkung im Theater, in den Konzertsälen, in Gesprächen mit dem „Mutterl“. Aber die Zerstreuungen verflüchtigten sich nur zu bald. „Jetzt ist wieder alles so öde um mich, und wenn ich so dastehe an meinem Fenster und auf die ausgestorbene Straße hinabsehe, da zuckt zuweilen ein dunkler Schatten durch meinen Kopf, für den Moment bin ich bewußtlos — nur ein Gefühl, ein magnetischer Drang lebt in mir — hinab, hinab kopfüber auf das Pflaster der Straße.“

Es ist nicht Lebensangst, die die Selbstmordgedanken in dem jungen Menschen nährt, die Gespenster der Vergangenheit, die Erinnerungen an seine traurige Jugend befallen ihn. „Heute Nacht

lag ich wieder bis drei Uhr schlaflos im Bette, ein Raub meiner Gedanken. Mein ganzes Leben trat vor mein inneres Auge; mit einer solchen Schärfe, bis zu den unwesentlichen meiner Kindheitstage hinan, zog es an mir vorüber und ich faßte wieder einmal den Entschluß — ein Buch, meine Geschichte, zu schreiben. Es müßte ein äußerst einfaches, anspruchsloses Buch werden, keine Biographie, sondern Material zu einer solchen. Ich werde dieses Buch nicht ungeschrieben lassen — wenn etwas aus mir wird¹⁾. Sollte ich, was ich 23 Stunden täglich bezweifle, etwas erringen, dann werden unsere Literaten, ja die ganze moderne Welt wird staunen über meinen Bildungsgang, meine wunderliche Entwicklung. Ach, wenn ich im Besitze einer sicheren Bildung wäre und dem Zuge meiner Phantasie immer folgen dürfte, ohne ein klägliches Scheitern fürchten zu müssen — ich wollte —, was wollte ich? Die Kapitel dieses Buches wären: Kinderjahre in Guttenbrunn bis zum 9. Lebensjahr, Temesvar: 9—13 Jahre. Fremde. Arad — Guttenbrunn — Hermannstadt — Wien — Linz. Ich bin dessen gewiß, daß ich kein gewöhnliches Leben durchlebt habe . . .“ Das schrieb am 10. März 1877 ein junger Mann, der noch keine 25 Jahre alt war!

Man wird aus diesem Bekenntnis verstehen, daß es mit Adam Müllers Selbstvertrauen oft „windig“ bestellt war. „Ich möchte oft weinen über mich und mein Schicksal“, schreibt er an seinem 24. Geburtstag, „niemand kennt meinen Bildungsgang, die Geschichte meines Geistes, niemand hat eine Ahnung von den äußeren Verhältnissen meines an traurigen Ereignissen so reichen Lebens, meiner düsteren Jugend.“

Die schwersten religiösen Zweifel kämpft er in seiner Brust durch. Er bäumt sich innerlich gegen den „Buchstabenglauben“ auf, der „ungeheures Elend über die Menschen gebracht, Ströme von Blut vergossen, und das alles zu Ehren Christi, des sanftmütigsten, edelsten Menschensohnes.“ Mit heißen Wangen durchdenkt er die Bergpredigt, ringt sich zu einem unitaristischen Pantheismus durch. „Ich glaube an das Licht, an das All, an einen Weltengeist, den ich nicht begreife und halte es für Vermessenheit, diesen Geist personifizieren zu wollen, ihn kleinliche Taschenspielerkünste vollbringen zu lassen, um mich von seiner Größe zu überzeugen. Seine Größe ist da und spricht in allem zu uns. Wozu braucht es der Wunder?“ schreibt er an Thekla Westphal am 26. Mai 1875 aus Ischl, und in demselben Brief bekennt er: „Ich glaube und bete mehr und andäch-

tiger als ich es in meiner Kindheit getan, aber muß es denn zu jenem Gotte sein, zu dem ich in kindlichem Unverstand gebetet?“

Zwei Jahre nach diesem Bekenntnisbrief, 1877, schreibt er das erschütternde Gedicht: „Bitt' um ein Vaterunser.“ Den schöpferischen Anlaß gab ein Erlebnis bei seinem ersten Besuch in der Banater Heimat im Oktober 1874. Das Gedicht lautet:

Bitt' um ein Vaterunser!

Am Wege nach meinem Heimatsort,
Da ragt ein Stein aus entschwundener Zeit,
Den man einem armen Sünder geweiht;
Drauf schrieben sie gläubigen Sinn's das Wort:
Bitt' um ein Vaterunser!

Einst hat das Wort auf dem alten Stein
Niemals vergebens zum Knaben gefleht,
Und ging wer vorbei und sprach kein Gebet,
Da schnitt es mir stets ins Herz hinein:
Der hat kein Vaterunser!

Ich zog in die Welt. Heut setz' den Fuß
Auf Heimatserde ich wieder als Mann,
Und denkend der Kindheit, die längst zerran,
Triff hier mich der Heimat erster Gruß:
Bitt' um ein Vaterunser!

Mein Herz erbebt, und es trübt mein Blick
Sich bei dem Anblick der mahnenden Schrift —
Den Glauben zerfraß mir des Zweifels Gift,
Treulos verließ mich der Kindheit Glück —
Ich hab' kein Vaterunser . . .

Trotz des „Zweifels Gift“, das ihm den Glauben zerfraß, ist Adam Müller kein Freigeist, kein Religionsverneiner gewesen und in späteren Jahren hat er wieder zum positiven Christentum zurückgefunden. Er starb als guter Katholik. Diese Wandlung ist aus seinen großen Romanen mehrfach zu belegen und sie findet ihre überzeugendste dichterische Gestaltung eben in dem Linzer Roman „Es war einmal ein Bischof . . .“ Ein ungläubiger Mensch, ein Religionsverächter hätte dieses Buch niemals schreiben können.

Eine Schilderung des Linzer Lebens Adam Müllers wäre unvollständig, gedächte man seiner dienstlichen Aufenthalte in Ischl nicht. Die Linzer Telegraphenbeamten wurden während der Sommermonate häufig nach Ischl „exponiert“ (man könnte auch sagen: ausgeliehen), da die kaiserliche Hofhaltung und die anwesende „Gesellschaft“ aus Wien mehr telegraphierten als die Ischler Bürger und Kaufleute. Zum ersten Male wurde Adam Müller vom 23. Mai bis Ende August 1875 nach Ischl versetzt, mit einem monatlichen Diätenpauschale von 50 Gulden und den „normalmäßigen“ Reisegebühren. Ein Vorschuß von 50 Gulden wurde ihm bereits am 18. Mai ausgehändigt. Er kam aber erst am 2. Oktober wieder nach Linz zurück, da er „nach Ablauf der Exponierungs-Zeit für die Zeit des Bedarfes in Ischl weiter belassen“. Wegen ungebührlichen Benehmens „auf der Linie“ erhielt er am 17. Juli eine dienstliche Rüge. Dies sei nur am Rande vermerkt, und der junge Telegraphist wird sich nicht viel daraus gemacht haben. Einen Niederschlag in den Tagebüchern oder in den Briefen an Thekla Westphal haben diese und spätere Rügen jedenfalls nicht gefunden.

Die Ischler Dienstaufenthalte waren für Adam Müller — er wurde drei Sommer „exponiert“ — vor allem wegen der Diätenpauschale von 50 Gulden, die fast das Doppelte seines Adjutums betrug, sehr willkommen. Mit diesen Zuwendungen brachte er seine oft zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung und die Druckkosten seines ersten Buches hat er den Ischler Diäten „abgepreßt“.

Entscheidender aber als diese materiellen Vorteile war die heilsame Wirkung der Natur auf sein Gemüt. „Die Großartigkeit der Landschaft hat mir alle Grillen aus dem Kopf und zum Glück auch aus dem Herzen gejagt“, schreibt er schon am Tage nach seinem ersten Eintreffen in Ischl, obgleich die Erlebnisse während der Fahrt in ihm darüber Klarheit schufen, daß oft nur die Verhältnisse, unter denen er zu leben gezwungen war, die Grundstimmung seines Wesens in Bitterkeit umwandelten. „Der Zug, mit dem ich fuhr, war vollgepfropft mit Bedientengesichtern. Ich hatte es bald herausgefunden, daß die Leute zum ‚Hofe‘ gehören, und stellte Betrachtungen über die Verschiedenheit der menschlichen Verhältnisse an. Hofschranzen sind mir verhaßt, und ich wollte um keinen Preis in unmittelbarer Nähe eines Fürsten in dienender Stellung leben. Sie wissen, daß ich nicht gerne meinen Rücken beuge — mein Geist aber ist noch spröder. Ich klügelte also hin und

her, wie doch so ein Großer so viele Hände und Köpfe in Bewegung setzen kann usw. und kam zu der demütigenden Erkenntnis — daß mich selbst ja auch eigentlich nichts anderes in Bewegung setzt, als eben der Umstand, daß die Kaiserin nach Ischl kommt. Und diese Erkenntnis hat mir die Laune für den ganzen Tag verdorben. Es half nichts, daß ich die Sache zu beschönigen suchte; ich hatte der Wahrheit ins Gesicht geblickt, und das ließ sich nicht mehr verwischen . . .“ Der Mann, der diesen Brief schrieb, zählte noch keine dreiundzwanzig Jahre.

Bald klagt er seiner Linzer Freundin, daß das Leben in Ischl teuer ist. „Man muß eine Hand beständig auf der Barschaft haben, sonst ist's darum geschehen.“ Die erzieherische Wirkung des Ischler Aufenthaltes erkennt er aber mit *hellsichtiger Eindringlichkeit*. „Wenn ich Dienst habe, ruht hier stets das Ganze auf mir, denn ich bin mit dem Diener allein. Und das Bewußtsein einer so großen Verantwortlichkeit stählt das Pflichtgefühl und gibt zugleich ein Selbstbewußtsein, das einem die Erfüllung seiner Pflichten erleichtert, ja angenehm macht. Im großen Amt zu Linz war ich nur Maschine, hier bin ich auch Kopf.“

Auch der nächste Sommer findet Adam Müller wieder in Ischl (vom 27. Mai bis 4. Oktober 1876). Wieder übt die Natur ihre aufmunternde Wirkung aus. „Heiterkeit hat sich meines Kopfes bemächtigt und ich befinde mich wohler dabei als in der grämlichen Atmosphäre einer launenhaften Hypochondrie“, liest Fräulein Thekla in einem Brief vom 17. Juli. „Wundern Sie sich nicht“, heißt es weiter darin, „über diese Wandlung. Man darf sich nur an die Natur anschließen, und man kommt auf die besten Wege, ein ganzer Mensch zu werden.“

Im selben Sommer hatte er das „Erlebnis mit dem Stein“, an das hier erinnert sei, denn es sagt ungemein viel über das tiefe Naturempfinden aus, mit dem ihn die oberösterreichische Landschaft beglückte. An einem freien Nachmittag lag er im Walde. Ein Stein im Rasen war ihm unbequem und er stieß ihn weg. Am nächsten Tag suchte er die Stelle wieder auf, streckte sich auf den Rasen hin und träumte. Um ihn herrschte tiefe Stille, von ferne rauschte ein Bach, über den Tannen brannte die Sonne. Er lag und starrte in den blauen Himmel. Als er sich umsah, gewahrte er das Loch in dem üppigen Rasen, und einige Schritte davon lag der Stein. Es tat ihm leid um den Stein und er nahm ihn und legte ihn behutsam auf

seinen alten Platz, wo er wohl viele Jahre geruht haben mag. Mehrmals suchte er während des Sommers das Plätzchen auf, wo sein „Schützling“ im weichen Rasen gebettet lag.

Die Liebe zur Natur, die in dieser „Geschichte vom Stein“ aus einem echten Dichterherzen quillt, sie leuchtet später aus vielen Feuilletons des Meisters, aus der Schilderung des Weidlinger Bachs, dem „Tagebuch eines Schwalbennestes“, aus dem „Leben der Ameisen“, und man wird kaum fehl gehen, wenn man diese ehrfurchtsvolle Hingabe an die Wunder der Natur, die einer völlig anders gearteten Erlebnisposition entspringt als den materialistischen Naturbeziehungen eines Landmannes, aus dem siebenjährigen Aufenthalt in Oberösterreich folgert, aus der Landschaft um Linz, den Bergwäldern von Ischl.

Und noch eines ist wichtig: Aus dem Sommer 1877 (er weilte damals vom 1. August bis 2. Oktober dienstlich in Ischl) ist eine Briefstelle erhalten, in der es heißt: „Kaum ist der deutsche Kaiser fort, kommt morgen der Wiener Männergesangsverein, also gleich einige hundert Menschen mehr und die Journalisten werden über dieses Ereignis wieder tausendwortige Berichte an die Zeitungen aufgeben, so daß wir alle im Amte sein müssen.“ Es ist nicht anzunehmen, daß Müller diese Berichte auf dem Morse-Apparat gedankenlos herunterklopfte, er wird ihren Inhalt genau überdacht, mit den tatsächlichen Begebenheiten verglichen und gewußt haben, wessen Bericht der beste gewesen ist. In Ischl kam Adam Müller zum ersten Male mit dem Journalismus in eine enge Berührung und er lernt diesen Beruf in seiner Keimzelle, in der Nachricht, kennen. Wenn er schon damals die Augen offen hielt und sich „mit Weltkenntnis füllte“, wie Bischof Rudigier in dem Linzer Roman dem Doktor von Böheim riet, so haben ihm, Adam Müller, die Telegraphenämter von Linz und Ischl manche bedeutsame Anregung dazu gegeben.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß sich in dem jungen Telegraphisten frühzeitig der Journalist, der Schriftsteller, regte. Er schrieb an die „Tagespost“ Feuilletons und Gesellschaftsberichte, die sogar (mit 3 Gulden) honoriert wurden. Es waren aber nicht die ersten Arbeiten, die von ihm gedruckt wurden. Sein erster Artikel erschien in der Linzer „Tagespost“ im Januar 1876. Der Anlaß dazu ist für die Persönlichkeit des Verfassers ungemein aufschlußreich. Nach Weihnachten wohnte er im Landestheater einer Aufführung

von Gutzkows „Uriel Acosta“ bei. Das Stück war widersinnig zusammengestrichen, die Grundidee direkt auf den Kopf gestellt worden. Adam Müller war über die Aufführung empört. Er stürmte nach dem Theater in das Stübchen in der Klammstraße und schrieb sich den Groll von der Seele. Er überlas die Skizze . . . nicht schlecht. Da und dort ein paar Verbesserungen, und kurz entschlossen, schickte er das Manuskript der „Tagespost“ ein. Wird die Redaktion den Aufsatz annehmen? Eine bange Frage. Am übernächsten Morgen sieht sich der junge Autor zum ersten Male gedruckt. Das Feuilleton machte im literarischen Linz Aufsehen. Die klerikale Presse nahm sich der Umarbeitung, eines Werkes des Theaterdirektors, warm an, die „Linzer Zeitung“ entgegnete auf Müllers Aufsatz. Der Autor erwiderte in den Spalten der „Tagespost“ sachlich, aber scharf. Die anderen Blätter antworteten, doch entbehrt ihr Angriff der federnden Schwungkraft der Jugend; den stichhältigen Ausführungen des gewandten Schreibers (er hatte nicht umsonst seinen Stil an Lessings Streitschriften geschult) ist schwer beizukommen. Zum drittenmal greift Adam Müller zur Feder und deckt schonungslos die Unrichtigkeit der gegnerischen Darlegung auf. Dann verstummt der Streit. Der junge Kritiker hatte das letzte Wort behauptet. Seine Aufsätze sandte er an Gutzkow, und der damals berühmte Dichter dankte ihm in einem liebenswürdigen Schreiben für den schneidigen Mut, mit dem er für ihn und sein Theaterstück eingetreten. Es war ein verheißungsvoller Anfang . . . (Adam Müller hatte später nur bedauert, daß er für seine Beiträge von der „Tagespost“ kein Honorar verlangte, denn nur diesem Umstande schrieb er es zu, daß das Blatt seine Ischler Beiträge so schlecht bezahlte.)

*

Über die „Tagespost“ kam Adam Müller mit einer Berühmtheit des damaligen Linz in Berührung, mit dem Theaterdichter Otto Prechtler. Prechtler, der 1813 in Grieskirchen geboren wurde, ist heute in Vergessenheit geraten. Unsere Generation kennt kaum noch seinen Namen und die Literaturgeschichte nimmt von ihm nur als Amtsnachfolger Grillparzers Notiz. Das Grieskirchner Dorfkind — es war von seinen Eltern zum geistlichen Beruf bestimmt worden, sprang aber aus der Kutte und widmete sich der Literatur — war einer der erfolgreichsten und fruchtbarsten Burgtheaterdichter seiner Zeit. Zwölf Theaterstücke wurden von ihm „an der Burg“ aufgeführt

und eben so viele hatte er geschrieben, als er sich nach seiner Pensionierung nach Linz zurückzog. Sein erstes Stück, das den seltsamen Titel „Die blutige Locke“ trug — er hatte es mit sechzehn Jahren verfaßt — kam 1829 am Linzer Landestheater zur Aufführung. Mit hundert dramatischen Entwürfen in dem „ruhmgekrönten“ Dichterkopf, mit dem Manuskript eines Gedichtbandes und dreißig Silberzwanzigern in der Tasche kam Prechtler nach Wien und stellte sich Grillparzer vor. Dieser empfing ihn mit der Frage: „Was sein S' denn?“ Da der sprachlose Jüngling aus Grieskirchen nicht zu antworten vermochte, hielt ihm der Dichter eine Predigt. „Lieber Freund“, so sagte er zu ihm, „ich habe die ‚Ahnfrau‘ und die ‚Sappho‘ geschrieben und bin ein kleiner Beamter. Sie haben die ‚Blutige Locke‘ zur Aufführung gebracht und wollen davon leben? Warum nicht gar? Schiller war Professor, Goethe Minister und Saphir schreibt Kritiken für die Bäumler'sche Theaterzeitung. Sie müssen entweder Professor, Minister oder Diurnist sein. Dann dichten S' halt, wie ich das auch getan hab'.“ Und Prechtler wurde Beamter. Er hatte in dieser Laufbahn so großes Glück, daß er in 20 Jahren Grillparzer einholte, und als dieser in den Ruhestand trat, wurde Prechtler sein Nachfolger in der Stelle eines Direktors des Hofkammerarchivs. Ende der Sechzigerjahre ging Prechtler selber in Pension und übersiedelte nach Linz, an dessen Bühne auch seine letzten Stücke zur Aufführung gelangten.

Dieser Otto Prechtler, über den noch mancherlei Rühmliches zu sagen wäre, veröffentlichte im Winter 1876 auf 1877 in der „Tagespost“ ein Gedicht „Das goldene Kalb auf der Bühne“, das sich in sarkastischen Versen gegen das aus Frankreich eingeschleppte Operettenunwesen wandte.

Das war Wasser auf die Mühle des jungen Adam Müller! Er schrieb in der „Tagespost“ eine Erwiderung „An Otto Prechtler“. Der Dichter antwortete ihm darauf mit einer liebenswürdigen Karte, die den Wunsch aussprach, Müllern für seinen Aufsatz persönlich zu danken. Am 18. Januar 1877 stellte sich Müller dem Dichter Prechtler vor. Prechtler fragte ihn nicht (so berichtete Adam Müller-Guttenbrunn in einem lesenswerten Quellenaufsatz „Otto Prechtler und Franz Grillparzer“, erschienen in dem Band „Im Jahrhundert Grillparzers“, München 1904), „Was sein S' denn?“, aber er erzählte ihm die Geschichte, wie Grillparzer ihn einst empfing. Darauf konnte ihm Müller die beruhigende Antwort geben, daß er „wohl-

bestallter“ Eleve der Linzer Telegraphendirektion sei und jährlich 300 Gulden Einkommen habe. Erst als Prechtler dies vernommen, lobte er Müllers poetische Versuche. In das Tagebuch trug dieser aber ein: „Der heutige Tag zählt nicht zu den verlorenen meines Lebens“.

Wie wir schon erwähnten, reichten die dichterischen Versuche Adam Müllers nach Wien zurück. Dort schrieb er, wenn ihm das Balbieren und das Haarschneiden in „Ulrichs Offizin“ und später der Besuch des Telegraphenkurses Zeit ließen, an einem Versdrama „Amalia“, das bis zum dritten Akt gediehen war, als er nach Linz übersiedelte. Hier dichtete er den dritten und vierten Akt, diesen nur mehr mit Bleistift. Es klappte nicht. Er legte das Stück beiseite und wandte sich einem anderen Stoffe zu, den ihm die Heimat zutrug. Das Werk — es war wieder ein Theaterstück — hatte er am 28. Januar 1875 beendet, am 21. Februar 1876 schickte er es an das Grazer Stadttheater. Das Stück hieß „Gerichtet“ und hatte eine Isabella zur Heldin. Auch an Regisseur Pettera vom Wiener Stadttheater sandte er in den ersten Märztagen 1876 eine Abschrift. Weder Graz noch Wien haben etwas von sich hören lassen. Das Stück kam nirgends zur Aufführung; das Manuskript hat sich auch nicht im Nachlaß des Dichters gefunden. Er hatte es bald aufgegeben.

Noch vor der Vollendung des Dramas „Gerichtet“ begann er im Dezember 1874, eineinhalb Jahre nach seinem Eintreffen in Linz, mit der dramatischen Bearbeitung eines Stoffes aus seiner süd-ungarischen Heimat. Dieses Theaterstück, das später den Titel „Gräfin Judith“ erhielt („ein Theatertitel braucht bekanntlich kein Küchenzettel zu sein“), gab er Otto Prechtler bei seinem zweiten Besuch (am 29. Januar) zu lesen. Der erfahrene Dramatiker und Bühnenpraktiker sagte Müllern viel Schönes über sein Talent; wer imstande sei, dieses Stück zu schreiben, der werde noch Bedeutendes leisten. Am meisten imponierte Prechtler die Gewalt der Leidenschaft und die für die Jugend des Verfassers nüchterne, nirgends schwulstige Sprache, und er riet ihm, das Stück als Manuskript drucken zu lassen. Nur müsse er es vorher überarbeiten, da es in dieser Form einen Erfolg nicht erringen würde. (Angeführt nach der Tagebucheintragung vom 27. Februar 1877.)

Am 14. März war die Umarbeitung vollendet. „Auch das Ziel meiner Sehnsucht ist erreicht — das Geld, um das Ganze als

Manuskript drucken zu lassen, pumpt mir mein Freund und lebenswürdiger Kollege Denk in Ischl!“. 40 Gulden hatte der Inhaber der Druckerei S. Tagwerk in Linz verlangt, für das 88 Seiten starke, sauber gedruckte Buch, ein billiger Herstellungspreis. Die Auflage dürfte 150 bis höchstens 200 gewesen sein. Am 21. März 1877 bemängelte der junge Autor, daß der Druck langsam vorwärts schreite. „Unheimlich starren mich die Lettern an — mir ist bange um die 40 fl., die das Wagnis kostet. Hol's der Kuckuck! Ich habe ja wieder Aussicht, nach Ischl zu kommen.“

Am 21. April 1877 war der Druck vollendet. Das Titelblatt hatte folgenden Wortlaut:

Gräfin Judith
Drama in vier Aufzügen
von
Müller von Guttenbrunn
Druck von S. Tagwerk. Selbstverlag des Verfassers.

Am oberen Rand des Titelblattes war vermerkt: „Für die Bühnen als Manuskript gedruckt. Die Erlaubnis zur Aufführung kann nur die Genossenschaft der dramatischen Autoren und Componisten in Leipzig oder der Verfasser selbst erteilen. Alle anderen Rechte hat sich der Verfasser allein vorbehalten“.

„Der katzenjämmerliche Eindruck, den ich oft während der Korrektur meines Buches empfand, ist nun, seit mir das Ganze gedruckt vorliegt, verschwunden und hat einer festen Zuversicht, einer entschiedenen Hoffnung Platz gemacht. So zwar, daß ich gar nicht anders denken kann, daß mein Stück, wenn es die Zensur passiert, aufgeführt wird und — gefallen muß.“ Obgleich sich der Verfasser „Müller von Guttenbrunn“ (er hatte den Vornamen nicht auf das Titelblatt gesetzt, weil er sich des „Adam“ schämte, so gestand er später Dr. Heinrich Laube) redlich um eine Aufführung bemühte und das Buch nach allen Windrichtungen hin verschickte — die Leipziger Genossenschaft hatte sich allein 60 Exemplare ausbedungen — blieb das Werk Manuskript. Er hatte das Drama trotzdem nicht umsonst geschrieben. „Ich habe noch an keinem Meister so viel gelernt, als ich bei dieser fortwährenden Selbstkritik, bei diesem steten Grübeln über mein Stück lernte. Ich will hoffen, daß mir bei meiner nächsten Arbeit dies alles zu statten kommt.“

Während der Drucklegung der „Gräfin Judith“ ist dem jungen Dichter etwas Merkwürdiges passiert. „Es starb ein Beamter von

uns, der auch Müller hieß (berichtet er darüber im Tagebuch) und da stand in der „Tagespost“ einfach: der Tel.-Beamte A. Müller ist gestern in den schönsten Lebensjahren gestorben. Das las eine mir ziemlich fernstehende Familie (ich wurde ihr einmal auf einem Ball vorgestellt) und sandte einen Kranz auf meinen Sarg! Gestern begegnete ich die Leute auf der Straße. Dieses verblüffte Staunen! Ich war ganz irritiert und weiß noch nicht, soll ich mich ärgern oder freuen über diesen Vorfall!“

Der herzengute Herr Prechtler wird sich gewiß gefreut haben, als er ihn nach diesem nicht alltäglichen Ereignis besuchte. Über diese Besuche führte Adam Müller ein gewissenhaftes Tagebuch. Wir erfahren daraus mancherlei über den angesehenen Dichter, den Adam Müller-Guttenbrunn in dem vorhin erwähnten Aufsatz „als Mensch bieder und offen, etwas patriarchalisch angehaucht, heiteren Gemütes und von unverwüstlichem Sanguinismus“ schildert. Er, Prechtler, sei sehr volkstümlich in Linz gewesen, und wo er erschien, habe er die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. „Ein Vollbart umrahmte sein scharf geprägtes Gesicht, die Stirn trat mächtig hervor, sein Auge war klein, aber es hatte einen milden Blick. In seinem Wesen prägte sich Gutmütigkeit aus, doch war seine Haltung nie ohne Selbstgefühl.“

Adam Müller hatte von Otto Prechtler unendlich viel gelernt. Wichtiger noch als die theoretischen Gespräche über die Kunst des Dramas waren die lebendigen Schilderungen, die der Dichter seinem jungen Gast von Grillparzer und von Heinrich Laube gab, den er den „alten Knasterbart“ nannte. Sein knurrendes Wesen vermochte Prechtler täuschend nachzuahmen. Der junge, bildungsbeflissene Adam Müller, der nach Wissen, nach Kenntnissen und Erkenntnissen fieberte, vernahm staunend Berichte über Literatur, Theater und ihre hervorragendsten Vertreter aus unmittelbarer Erlebnisnähe, und Prechtler war ein anregender Erzähler, ein suggestiver Schilderer. Den Literatur- und Theaterbetrieb kannte er wie keiner und so wie ihn einst der große Grillparzer begönnt hatte, so ließ er jetzt den dichtenden Telegraphenbeamten an den Früchten seines Geistes teilhaben. Neben Thekla Westphal ist Otto Prechtler der wichtigste Mensch für Adam Müller in Linz. Und es ist wieder ein Oberösterreicher, dessen wohlmeinendes Verstehen, dessen aufmunternder Zuspruch sein Talent entfalten, die ersten Regungen eines genialen Menschen bloßlegen.

Aber nicht nur das unterrichtende Gespräch und die Bekenntnisse eines werdenden Dramatikers binden die beiden Geister aneinander, die ein Altersunterschied von fast 40 Jahren trennt. Otto Prechtler ist von der dramatischen Begabung des jungen Müller so überzeugt, daß er eine Art Kompagnie, ein richtiges „Dichtergeschäft“ mit ihm eingeht. Seit jeher war Prechtler ein begnadeter Finder wirkungsvoller Stoffe, die er oft anderen überließ (so Mosenthal die Fabel des erfolgreichen Burgtheaterstückes „Deborah“), und auch Adam Müller vertraut er einen Stoff an: die Handlung des spannungsreichen Romanes „Valcreuse“ von Sandeau, von der er eine dramatische Skizze entwarf. Diese übergab er seinem jungen Vertrauten zur Ausarbeitung, und sie trafen das Übereinkommen, daß Prechtler ein Drittel der Einnahmen Adam Müllers aus den Aufführungen des Stückes zufließen.

Der junge Dichter ist von dem Stoff aus der französischen Revolution gepackt und er entschließt sich zur Ausarbeitung. Über die Entstehung dieser Dichtung — das Stück erhält später den Titel „Im Banne der Pflicht“ — unterrichtet uns in allen Einzelheiten das Tagebuch. Wie in einem Trancezustand schreibt Müller nach einer schlaflosen Nacht den schöpferischen Einfall nieder, gewinnt aber schon am nächsten oder übernächsten Tag Distanz zu sich selbst, untersucht die szenische Idee mit einer kühlen Selbstkritik, die bei einem Fünfundzwanzigjährigen außerordentlich erscheint, auf ihre Bühnenwirksamkeit, ihre akustischen und visuellen Effekte, auf ihre psychologische Glaubwürdigkeit. Der aufmerksame Leser dieser geradezu pedantischen Tagebucheintragungen gewinnt bald die Überzeugung, daß hier ein geborener Dramatiker am Werke ist. Von dem Prechtlerschen Entwurf bleibt auch bald nicht mehr viel übrig, und der (manchmal) recht sachlich denkende Himmelstürmer bedauert, daß er Prechtler den Drittel seiner Einnahmen zugesichert. Von Szene zu Szene, von Akt zu Akt vermögen wir die Genesis dieses Werkes zu verfolgen. Mit jeder neuen Skizze, mit jedem vollendeten Akt eilt er zu Prechtler und hört die Ratschläge des erfahrenen Praktikers an. Er befolgt sie aber nicht immer, er behauptet seine Konzeption, und das Stück kann mit gutem Recht als sein eigenes gelten.

Am 23. April 1877 begann Adam Müller zaghaft mit der Niederschrift des ersten Aktes. Nach drei Wochen gibt er ihn Prechtler zu lesen. Dieser gratuliert dem Dichter zu dem glücklichen Blick und

zu dem kecken Wurf; zum Zeichen seiner Anerkennung übergab er ihm sein Bild. In der Folge nimmt Prechtler auch die Einwände Müllers gegen seinen ursprünglichen Entwurf an. „Am Schluß des zweiten Aktes hat Prechtler einen Vorsprung in der Handlung, in der Entwicklung der Charaktere bin ich ihm voraus“ (16. Juni 1877). Und zwei Tage später: „Im fünften Akt werde ich wieder mit Prechtler zusammentreffen, nachdem ich schon im ersten seinen Weg gekreuzt. So kommen wir auf verschiedenen Wegen, er zu Wasser, ich zu Lande, zu einem Ziel“.

Am 29. März 1878 — eine dritte „Exponierung“ nach Ischl im Sommer 1877 (vom 1. August bis zum 2. Oktober) und eine unmittelbar anschließende zweite Besuchsfahrt in die Banater Heimat hatten die Niederschrift verzögert — ist der fünfte Akt abgeschlossen. „Halloh! Heute endlich den fünften Akt vollendet. Derselbe dürfte aber noch einer gründlichen Überarbeitung bedürfen, denn es scheint, dem Ganzen die echte Herzenswärme zu fehlen, die allein die Lösung möglich machen kann. Prechtler findet großen Gefallen an meinem fünften Akt und am ganzen Stück. Nur hat er mir in den fünften Akt wieder Bemerkungen hineingemacht, die ich nicht begreife und zum Teil nur seinem mangelhaften Gedächtnis entsprungen sind. Auf meine feinsten Intentionen in Beziehung auf die Komposition versteht er nicht einzugehen. Er ist ein Dichter, aber kein (großer) Geist.“

Die kritische Einstellung zu Prechtler, die in dieser Tagebuchstelle zum Ausdruck kommt, ist beachtenswert. Nicht Undankbarkeit hat ihn dazu veranlaßt oder jungenhafte Überheblichkeit — Adam Müller wußte zu genau, was er an Prechtler hatte —, seine Persönlichkeit, sein kritischer Verstand wehrten sich aber gegen eine Beeinflussung, die seinem Charakter, seiner schon damals klar geprägten Auffassung des Dichterberufes nicht entsprach. Adam Müller hat von Prechtlers literarischen Erfahrungen nicht nur gelernt, er ist an ihnen als schöpferischer Mensch gewachsen. Schon einige Monate vorher, am 20. Juli 1877, hatte er Einblicke in die Dichterkwerkstätte seines wohlwollenden Gönners erhalten, die den Prozeß der Distanzierung eingeleitet haben mochten. Es heißt da im Tagebuch: „Gestern war ich bei Prechtler, hielt mich aber nur fünf Minuten auf, denn — er dichtet! Er schreibt einen Zyklus von 40 Gedichten: ‚Giselabahnaccorde‘. In einem Zug! 28, sagte er mir, seien bereits ‚geboren‘, die anderen will er in den nächsten Tagen

vollenden und das ganze schon im August erscheinen lassen. Ich war verblüfft über eine solche Art der Produktion von lyrischen Gedichten, von Stimmungsbildern. 40 Gedichte in einem Atem! Jetzt begreife ich, wie ein Mann wie Prechtler ein so leeres, so schmales Bändchen Gedichte veröffentlichen konnte, wie es sein ‚Paradies der Kronprinz-Rudolfbahn‘ ist. Er wird es auch so produziert haben. Zudem laufen solche Handwerksarbeiten immer noch auf Katz-buckeleien hinaus, da sie stets Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses gewidmet werden. Der betreffenden Bahn bleibt natürlich auch nichts anderes übrig, als ihrem Panegyrikus eine Ehrenkarte zur Benutzung der Bahn auszustellen . . . Ich hoffe zu meinem Stolze, daß ich mich nie im Leben so wegwerfen werde. Lieber zu meinem Handwerk zurück, als im Schweiß meines Angesichtes gedichtet! Prechtler ist übrigens eine fertige, bestimmt ausgesprochene Individualität. Was er sagt, ist charakteristisch für sein ganzes Wesen. Er las z. B. dieser Tage mein Gedicht ‚Bitt’ um ein Vater-unser!‘. Das Ding ist ganz schön sagte er, — aber — aber — in diesem Alter schon ohne Glauben! Ich fürchte, der talentvolle junge Mann macht in ‚Kraft und Stoff‘, er hat eine unrichtige Lektüre, er wird sein Talent unterwühlen usw. usw. . . . Alles was tiefer einschneidet, eine schroffe Sentenz, eine unversöhnlich ausklingende Stimmung, das ist ihm ein Gräuel. Für mich ist handwerksmäßige Produktion auch ein Gräuel.“

Am 5. Mai 1878 schickte Adam Müller „Im Banne der Pflicht“ an Baron Dingelstedt, den Direktor des Burgtheaters. Ein schmeichelhaftes Schreiben Prechtlers lag bei. Am 29. Juni erhält der Autor das Manuskript mit fünf ablehnenden Zeilen zurück. „Auf die Empfehlung unseres Freundes Prechtler habe ich Ihr Stück gelesen, finde es aber zu meinem Bedauern für das Burgtheater nicht geeignet. Mit besten Grüßen an Prechtler und Sie zeichnet in vorzüglicher Hochachtung Dingelstedt.“

„Wahrlich, es gibt Höflichkeiten, die einen durch ihre Impertinenz verblüffen können“, merkt Adam Müller im Tagebuch an. „Ich habe gestern den famosen Brief Dingelstedts sogleich an Prechtler zugesandt. Der Mann muß sich mehr schämen als ich.“ Prechtler war über Dingelstedt empört, mehr als der abgelehnte Autor, und erzählte ihm ein ähnliches Erlebnis, das er mit Dingelstedt vor Jahren hatte. „Nach oben kriecht er und nach unten besticht er“, faßte Prechtler sein Urteil zusammen.

Der herzensgute Mann Prechtler wußte aber Trost. Er empfahl den jungen Dramatiker und sein Werk an Herzog Ernst von Coburg, mit dem er seit vielen Jahren befreundet war, damit „Im Banne der Pflicht“ an dessen Hoftheater aufgeführt werde. Aber auch diese Protektion fruchtete nichts. Adam Müller erhielt nach Monaten sein Stück zurück. Eine neue Hoffnung war geplatzt, und Prechtler nicht unglücklicher als sein junger Freund. Auch an Laube wurde das Manuskript gesandt, der damals Direktor des Wiener Stadttheaters war. Dieser anerkannte das dramatische Talent des Verfassers, hielt es aber wegen seiner Romanbreite für eine Aufführung in Wien nicht geeignet. Adam Müller befolgte den verborgenen Rat dieser Ablehnung und operierte blutenden Herzens 50 Seiten aus dem Manuskript heraus. „Und wenn auch einzelne Partien darunter gelitten haben, so kommt mir das Ganze jetzt doch dramatischer, lebhafter, wirkungsvoller vor“ (2. Dezember 1878).

Die gekürzte Fassung hofft er in Graz zur Aufführung zu bringen und seinen Freund Zelt, der dort das Liebhaberfach inne hat, zu bewegen, das Stück zu seinem Benefiz zu wählen. Zelt war aber todkrank und aus Graz wurde nichts. „Am Ende fange ich doch in Linz an . . . Heinwitz hier wäre geneigt, aber er ist in Linz keine persona grata und ich (bei der Kritik wenigstens) schon gar nicht. Und wenn es mißglücken würde — was dann?“ notierte er am 25. Dezember 1878 ins Tagebuch. Prechtler riet entschieden ab, es mit einer Provinzbühne zu versuchen. Auf seinen Rat sandte er das überarbeitete Stück noch einmal an den Coburger Intendanten. Aber auch dieser Versuch mißlang.

Die folgenden Tagebucheintragen berichten von einer Annäherung an den Heldendarsteller des Linzer Landestheaters, Jank, der auch das Amt eines Regisseurs versah. Er liest mit ihm das Versdrama „Sulamith“ von Franz Keim (das beide schroff ablehnen) und besucht fast regelmäßig das Theater, wenn Jank eine neue Rolle spielt. „Gestern Janks Kambyses zu liebe nochmals ‚Nitetis‘ (eine dramatische Bearbeitung von Ebers Roman ‚Die ägyptische Königstochter‘, Anm. d. Verf.) angesehen“, lesen wir am 22. Mai 1879 in den Aufzeichnungen.

Am 29. Mai 1879 sind endlich die „Würfel gefallen“. — „Der hiesige Regisseur und Heldendarsteller Jank will ‚Im Banne der Pflicht‘ zu seinem Benefiz, das Mitte November stattfinden soll, geben. Die Sache macht auf mich keinen beglückenden Eindruck.

Mein Ziel war ein zu hohes, als daß ich mich mit dem Gedanken, in Linz den ersten Schritt auf die Bretter zu tun, befreunden könnte. Der Abend kann mir, wenn er sehr glücklich ausfällt, vielleicht nützen. Aber das Wagnis ist größer als die Wahrscheinlichkeit, daß eine glänzende Aufnahme in Linz mir die Wege ebnen könnte auf große Bühnen. Die Besetzung hier ist keine besonders erfreuliche. Sie wird weniger als mittelmäßig sein. Aber wenn alle lernen und das Publikum gut gespeist hat, werde ich mich hoffentlich ohne Katzenjammer aus der Affaire ziehen“.

Am 5. November: „Also schon am 12. d. M.! Hu! Linz ist ganz rebellisch. Ich trat mit offenem Visier vor das Publikum. Dr. Winternitz und Freund Bihaly rühren ein wenig die Trommel. Prechtler schickt mir seinen ‚Dichtersegen‘ aus Tirol und rät mir, den Herrn Kritikus (Prof. Kaiser), der seinerzeit in der Uriel-Acosta-Angelegenheit von mir geklopft wurde und der jetzt in der ‚Tagespost‘ referiert, zu besuchen, um ihn zu versöhnen. Wie schlecht man doch von den Besten beurteilt wird! Und was man uns nicht alles zumutet! Lieber soll die Welt sagen: Kein Talent, aber ein Charakter, als: Ein Talent, aber kein Charakter!“

Am 10. November: „Zu einer Probe meines Stückes gehe ich nicht. Ich werde mich überraschen lassen. Heute erste Leseprobe, morgen Bühnenprobe, übermorgen ebenfalls und abends Vorstellung! Mir graut. Hoffentlich wird der Souffleur nicht heiser oder gar lungenkrank“.

Am 12. November: „Fünf Stunden noch trennen mich von dem Augenblick, in dem vielleicht eine neue Periode, ein neuer Abschnitt meines Lebens beginnt, und ich bin so ruhig, so ganz und gar unberührt von dem allen, daß ich mich ordentlich über mich selbst erzürne. Diese fatalistische Anlage meines Wesens ist mir nie so klar geworden wie in diesen Tagen. Ich werde heute abend in der Loge Nr. 7 mutig der Dinge harren, die da kommen werden. Linz hat ein schwerfälliges Publikum, und es wird mir kaum gelingen, es mit fortzureißen. — Man will mich rufen, wie ich höre. Da wird man sich täuschen. Das ist ein Unsinn. Ich werde in Straßentoilette erscheinen, um jeder Beeinflussung zu entgehen“.

Das Ereignis aber überwältigt den Dichter, der so viel Distanz zu sich selber besitzt, daß er am Tage der Uraufführung seines Werkes seine seelischen Dispositionen analysiert und eine neue Veranlagung seines Wesens entdeckt.

„Triumph! ‚Im Banne der Pflicht‘ wurde am 12. und 14. d. M. unter stürmischem Beifall des Publikums gegeben“, meldet das Tagebuch am 20. November 1879. „All meine Erwartungen sind weit übertroffen, ich bin seit acht Tagen ein Gegenstand der Bewunderung in Linz. Eine Kritik in der ‚Tagespost‘ schrieb Dr. Winternitz, die in der ‚Linzer Zeitung‘ Freund Bihaly. Die erstere ist streng literarisch, geistig vornehm, und sie machte großen Eindruck; die zweite ist zu gut gemeint, sie hat mich und Dr. Winternitz peinlich berührt, denn sie fordert die Opposition, die sich der großen Tatsache eines glänzenden Bühnenerfolges gegenüber verkroch, förmlich heraus. Fast sämtliche Wiener Zeitungen nahmen Notiz von meinem Erfolg . . . Es liegt ein eigener Zauber über einem solchen Abend, wenn auch die Hoffnung auf diesen Augenblick süßer ist als der Genuß desselben selbst. Es sind Qualen, die das allmähliche Lebendigwerden unserer Träume uns auferlegt, aber wir tragen diese Qualen mit Stolz und jauchzen, wenn sie überstanden, hellauf wie die junge Mutter, die ihren Erstgeborenen selig auf den Armen wiegt und sich staunend fragt: ‚Ist das nun Fleisch von deinem Fleisch? Ist das das Kind deines Geistes — ist es das?‘ So frug auch ich mich erstaunt und sah meinem Rangem verwundert in das feine Gesicht, das ich mir viel paus- und rotbackiger gedacht. Mein erster Schritt war also über alles Erwarten glücklich und meinen ersten Lorbeer erhielt ich im Namen meines teuren dahingeschiedenen Freundes Stifter von dessen Eltern. Auf der Bandschleife steht: ‚Ludwigs Geist grüßt den Gefeierten‘. Als der Kranz in meine Loge kam, nachdem die Schlacht schon gewonnen und ich am glücklichsten war, da fiel beim Anblick dieses sinnigen Angedenkens an den schönsten Abend meines Lebens eine Träne in den Kelch meines Glückes, die ich nie vergessen werde. Alle küßten sie mich: Dr. Winternitz, Bihaly, Jank, und mein Mutterl war ganz selig, als ich den Kranz rasch nach Hause brachte, um dann zu dem kleinen Souper mit den oben Genannten (und Fr. v. Iser) zum ‚Eurich‘ zu gehen.“

Das Stück ist viele Jahre hindurch auf Provinzbühnen aufgeführt worden. Noch 1917 brachte es eine Schauspielertruppe in Neukölln bei Berlin zur Aufführung. In Reclams Universitätsbibliothek ist es schon 1880 im Buchhandel erschienen. Der Dichter widmete die Ausgabe Altmeister Laube, seinem „großen Gönner“, in Verehrung und Dankbarkeit. Heinrich Laube hatte die Widmung zum

Zeichen dafür angenommen, daß er das Stück auf seinem Stadttheater zur Aufführung gebracht hätte, wenn er Direktor geblieben wäre.

*

Einiges ist aus dem Leben des Telegraphenbeamten nachzutragen: Nachdem er am 6. November 1875 zum Eleven I. Klasse vorgerückt war (und in dieser Eigenschaft ein um 100 Gulden höheres Adjutum erhielt), wurde er am 11. September 1877 zum Telegraphenassistenten in der XI. Rangklasse, dritte Gehaltsstufe, mit 600 Gulden Jahresgehalt und 150 Gulden Aktivitätszulage, ernannt. Der Sprung von 33 ein Drittel Gulden auf 62 Gulden 50 Kreuzer im Monat war gewaltig. Trotzdem kam er aus den Schulden nicht heraus und das „Mutterl“ mußte mehr als einmal aushelfen. Am 14. Juni 1878 rückte der Telegraphenassistent in die II. Gehaltsstufe vor und erhielt im Jahr um 100 Gulden mehr; sein Monatseinkommen betrug aber immer noch keine 80 Gulden. Die beiden Urlaubsreisen im Herbst 1874 und 1877 nach seiner Banater Heimat haben wir bereits erwähnt.

*

Am 5. Dezember 1879 findet sich in den Personalakten eine simple Eintragung: „Von Linz zur Tel. Centralstation Wien auf eigene Kosten versetzt zufolge H. M. Erlasses vom 1. Dezember 1879.“ Vorher steht, von derselben Hand geschrieben: „Von Linz nach Gmunden von amtswegen versetzt.“ Diese Worte sind aber durchgestrichen.

Dies zu erreichen, war eine der kühnsten Unternehmungen des jungen Müller, der nach dem Erfolg der Linzer Aufführung seines Stückes nach Wien strebt. „Jetzt oder nie!“ steht im Tagebuch. Die Vorgesetzten hatten jedoch für die dramatische Laufbahn ihres Assistenten wenig Verständnis. Sie hintertrieben seine Wiener Pläne, sie „tunkten den armen Müller in den Traunsee“, das heißt: sie „exponierten“ ihn bis auf weiteres nach Gmunden. Das wäre der geistige Tod des jungen (erfolgreichen) Dramatikers gewesen, der — wie wir wissen — bereits Beziehungen zu Heinrich Laube angeknüpft hatte.

Am 7. Oktober 1879 (noch vor der Uraufführung) schreibt Adam Müller aufgeregt in das Tagebuch: „Man verweigert mir in brüsker Weise den Urlaub und befiehlt (daher: von ‚amtswegen‘, siehe

oben), bis 10. in Gmunden zu sein, um mich dort zum Dienste zu melden. Oho, so gerne wäret ihr mich los? Mutterl, meinen Koffer! Frack, weiße Krawatte usw. eingepackt, ich schreibe indessen ein Memoire für das Ministerium. Um 12 Uhr nachts geht der Zug hier ab, um 7 Uhr früh bin ich in Wien — ohne Urlaub! Krieg! Krieg dem Zopf, der die Individualität nicht achtet und geistiges Streben verhöhnt, verfolgt. Jene Hofräte sind hoffentlich ausgestorben, die einer Grillparzerschen Sappho gegenüber die weltgeschichtliche Dummheit aussprechen konnten: ‚Schau, schau! Ich hätt' nicht glaubt, daß ein Subalternbeamter so was schreiben kann!‘“

Tags darauf notiert er: „Meine Rundfahrt beendet. Der Minister empfängt nur Montag. Heute ist aber Mittwoch. Ich habe keinen Urlaub und muß Freitag, den 10., in Gmunden sein. Ich brauche keinen Minister! Meine Truppen sind schlagfertig, doch muß ich den Schlachtplan ändern. Also morgen. An einer Viertelstunde hängt alles. Heiliger Geist, verlaß mich nicht. Hier gilt es, durch geistige Überlegenheit zu siegen.“

Und der mutige Erzschwabe aus dem Banat gewinnt diese erste Entscheidungsschlacht seines Lebens. Hofrat Dr. Carl Kutschera (sein Name sei heute noch gepriesen!) hörte ihn zwanzig Minuten an, las die günstigen Kritiken über seine Stücke, begehrte sein Memoire und telegraphierte in Anbetracht der Dringlichkeit selbst nach Linz: „Die Versetzung des Herrn Telegraphenassistenten Adam Müller ist sofort rückgängig zu machen. Weitere Weisungen folgen schriftlich . . .“

Mit einem langen Gesicht strich der Vorgesetzte in Linz den Aktenvermerk von der „Exponierung“ nach Gmunden aus, von amtswegen! Hier war der unerhörte Fall eingetreten, daß ein literarischer Erfolg einem k. k. österreichischen Beamten förderlich geworden ist.

Schwer fiel Adam Müller der Abschied von Linz, von Thekla Westphal. „Mein armes, armes Mutterl“, schrieb er ins Tagebuch, „sie steht ganz mutterseelenallein in der Welt. Ich habe ihren Herbst verschönt, ihr Winter wird kalt sein. Sie weint — und ich nicht minder. Sie ist schon 60 Jahre alt, halb erblindet und arm. Sie kann nur sich leben, nur in sich hinein spinnen, nicht nach außen wirken und sie hat ein so gutes, reiches Herz. Sie hat mich so verwöhnt und ich werde vielleicht bald bereuen, mich einem echten, fürsorglichen Mutterherzen entrissen zu haben, um mich in die Welt zu stürzen. Aber es muß sein.“

Den Heiligen Abend, den letzten in Linz, verbrachte er mit Thekla Westphal ganz allein. Er war das dem treuen Herzen, das so viele Opfer für ihn gebracht, schuldig. Zum Abschied las er ihr den zweiten Akt seines neuen Theaterstückes „Des Hauses Fourchambaults Ende“ vor, den er vor acht Tagen beendet hatte.

Am letzten Abend, den 25. Dezember, feierte er mit den Kritikern Dr. Winternitz und Bihaly, mit dem Wiener Schauspieler Heinrich, einem Freunde von früher her, mit den Linzer Schauspielern Wohlbach, Titze, Jank und mit Frl. v. Iser beim „Eurich“ Abschied.

Am Abend des 26. Dezember 1879 kam er auf dem Wiener Westbahnhof an und stieg im Hotel Kummer ab. „Mein Abschied von meinem lieben Mutterl war überaus schmerzlich, herzerschütternd. Ich habe immer Tränen in den Augen, wenn ich daran denke“, schreibt er am 29. Dezember ins Tagebuch, und in derselben Eintragung lesen wir den merkwürdigen Satz, der die geistigen Beziehungen Adam Müller-Guttenbrunns zu Thekla Westphal für alle Zeiten adelt: „Welche Bande schlingt doch das Gemüt, der Geist, die Dankbarkeit! Ich glaube nicht, daß mich je Liebe an ein Weib so fesseln kann, wie an mein Linzer Mutterl, wenn dieses Weib nicht eben so edel, so rein und so selbstlos ist.“

*

In seinem Reisesack aus Linz hatte er außer den beiden Theaterstücken „Gräfin Judith und „Im Banne der Pflicht“ noch ein drittes Manuskript, die beiden Akte von „Des Hauses Fourchambaults Ende“. Auf seinem Lieblingsspaziergang vom Freinberg nach Margarethen bemächtigte sich seiner am 16. Juni 1879 die geradezu abenteuerliche Idee, die „Fourchambaults“ von Emil Augier fortzusetzen, denn nach seiner Auffassung höre das Stück, das in Europa eine Sensation war, gerade dort auf, wo das Drama eigentlich beginnt. „Wie wäre es, in Sensation zu machen und dieselben Personen weiterleben zu lassen in einem neuen Stück? Wenn es gelänge, müßte es ungeheures Aufsehen machen.“ Drei Monate später lag die hastige Niederschrift des ersten Aktes bereits vor und eine Handlung für fünf Akte hatte der Dichter im Kopf.

*

Mit der Übersiedlung nach Wien sind die Beziehungen Adam Müller-Guttenbrunns zu Linz nicht abgebrochen. An Thekla West-

phal berichtet er regelmäßig über seine literarischen Pläne und Ende August 1881 verbringt er zehn Urlaubstage in seinem alten Heim in der Klammstraße. Er legte dort die letzte Hand an sein viertes Theaterstück „Frau Dornröschen“. Otto Prechtler, seinen väterlichen Freund, fand er nicht mehr unter den Lebenden. Der Dichter war am 6. August gestorben. Noch in Wien schrieb er ihm einen Nachruf, der am 14. August in der „Deutschen Zeitung“ erschien.

Obwohl Adam Müller-Guttenbrunn in den Achtzigerjahren „einwienert“, reißen die Fäden nach Linz niemals ab. Am 28. September 1885 wurde sein Schauspiel „Irma“, das er 1883 vollendete, in einer umgearbeiteten Fassung am Linzer Landestheater mit unzweifelhaftem Erfolg uraufgeführt. Der Dichter wohnte der Aufführung bei. Vom 26. September bis 2. Oktober hatte er beim „Mutterl“ gewohnt und alte Jugenderinnerungen aufgefrischt. Und Fräulein Westphal besuchte ihn nach seiner Vermählung mit Adele Krusbersky (7. August 1886) zweimal in Wien.

Wann das „Mutterl“ gestorben ist, geht aus den Tagebuchaufzeichnungen nicht genau hervor. Am 4. März 1902, aus der Zeit der zermürbenden Direktionsjahre am Kaiserjubiläums-Stadttheater, finden wir im Tagebuch eine Stelle: „Am 12. abends war ich in Linz, um ein neues Stück von einem jungen Autor anzusehen und habe wieder alte Erinnerungen aufgefrischt. Die Stadt entwickelt sich gegen die Donau hin ganz prächtig und dürfte eine Zukunft haben, wenn der Donau-Elbe-Kanal gebaut sein wird. Jedenfalls ist in den letzten 22 Jahren seit meiner Übersiedlung nach Wien mehr geschaffen worden als vorher in 100 Jahren. Das Linzer Mutterl konnte ich nicht mehr besuchen — es ist tot. Und der Gedanke daran, daß die arme alte Frau vor ihrem Ende noch Schlimmes erlebte von ihrer Umgebung, hat mich abgehalten, das Haus Klammstraße 6 zu betreten. Ihr Grab aber wußte ich nicht“.

Welche schlimmen Erlebnisse Thekla Westphal vor ihrem Tode von der Nachbarschaft (oder ihren Verwandten) zu erdulden hatte, wissen wir nicht. Die Nachwelt wird ihr aber zu Dank verbunden sein. Diese bescheidene, von der Sonnseite des Lebens weggedrängte alte Jungfer, die ein hartes Schicksal um das Glück des Weibseins und des Muttertums betrog, sie hat einem strebsamen, genial veranlagten Jüngling, der wie der Knabe Parzival tausend Gefahren entgegen lief, materiell und geistig zu scheitern, die Beglückung eines verstehenden, eines mütterlichen Herzens und den sicheren Hort

eines Heims geschenkt, in dem der heranwachsende Dichter und Kämpfer sechs entscheidende Jahre seines Lebens verbrachte. Wir Heutigen, wir beugen uns vor der Seelengröße dieser armen Offiziersweise, die an Gaben des Herzens und des Geistes so reich war, daß sich unter ihrer Obhut ein Genie zu entfalten vermochte.

*

Linz und Oberösterreich durchziehen wie ein roter Faden das Müller-Guttenbrunn'sche Leben. Es wird kein Zufall gewesen sein, daß er seine Söhne Herbert und Roderich nach Freistadt aufs Gymnasium und ins Konvikt schickte; die alten Bindungen zu dem Lande ob der Enns dürften da mitgesprochen haben. Oft begleitet er die Söhne in die „Schulstadt“ (über die er später im „Neuen Wiener Tagblatt“ ein Feuilleton veröffentlichte) und auf der Fahrt unterbricht er häufig in Linz. In den Tagebüchern sind drei kurze Aufenthalte verzeichnet. Am 20. September 1905 schildert er seine Linzer Eindrücke in einem Tagblatt-Feuilleton.

Mehr als ein Jahrzehnt später, am 21. April 1919, kam Müller-Guttenbrunn wieder nach Linz. Diesmal als „Politiker“, als Mitglied des Österreichischen Nationalrates, in den er im Februar gewählt worden war. In seiner Begleitung war damals die Tochter Eva. In der „Kanone“ sind Vater und Tochter abgestiegen. Im Redoutensaal sprach er über das Selbstbestimmungsrecht Österreichs.

Es scheint, als käme die Familie Müller-Guttenbrunn von Oberösterreich nicht los. Herbert und seine junge Frau Aenne übersiedelten im Oktober 1919 mit ihrem gesamten Haushalt nach Aschach und kauften sich dort an; auch Manfred, der zweite Sohn, schlägt in der oberösterreichischen Erde Wurzel. Roderich aber, der jüngste der drei Brüder, tritt im Frühjahr 1920 in die Redaktion einer Linzer Zeitung ein. Er lebt heute in Wildberg inmitten der Mühlviertler Bergwälder, die er in dem wunderschönen Roman „Madonna Einsamkeit“ unvergeßlich geschildert hat.

Zu Pfingsten 1920 fahren die Eltern Müller-Guttenbrunn nach Aschach zu den Kindern und Enkeln, um 14 Tage auszuspannen von der Beschwerde des Lebens in Wien, das damals eine sterbende Stadt war. Auf der Heimfahrt besuchten sie Roderich und seine junge Familie in Linz. Es war das letzte Mal, daß Adam Müller-Guttenbrunn in den Mauern dieser Stadt weilte, von der er vor 40 Jahren auszog, um nach dem Lorbeer des dramatischen Dichters

zu greifen, wie Saul aber in der Bibel das Königreich seines Jugendlandes fand.

Auf einem Donauschiff fuhr der Dichter mit seiner Frau nach Wien. Zum letzten Male erlebte er den Greiner Strudel, sah er die Wachau. Im Juni 1873 hatte er denselben Weg stromaufwärts genommen. Ein Dichterleben lag zwischen diesen beiden Stromfahrten, ein Völkerschicksal . . .

*

In seinem ersten selbstbiographischen Rückblick aus dem Jahre 1889 („Aus meinem Leben“, erschienen im Septemberheft des Jahrganges 1889 der Leipziger Monatsschrift „Die Gesellschaft“, von M. G. Conrad und Karl Bleibtreu herausgegeben) bezeichnete Adam Müller-Guttenbrunn die drei Sommer, die er in Ischl verbrachte als die glücklichste Zeit seines Lebens. „Die großartige Natur überwältigte mich fast und die Eindrücke jener Tage sind bleibende geworden.“

Sie wirkten bis ins reife Mannesalter nach und mit 59 Jahren schrieb der Dichter seinen berühmten Linzer Roman „Es war einmal ein Bischof . . .“ Das Buch lebte in Müller-Guttenbrunn schon jahrelang, aber ein Hindernis konnte er nicht überwinden: die Form der Darstellung. Was ihm in der „Götzendämmerung“ so mühelos gelang: die notwendige Distanz und die Komprimiertheit des Zeitromans, beim Linzer Roman sollte es noch Jahre auf Gestaltung warten. Aber bei dem „Kulturbild aus dem modernen Ungarn“ fesselte ihn in erster Linie der Stoff, der politische Hintergrund; bei der schöpferischen Konzeption des Linzer Romans verlangte eine Epoche aus dem eigenen Leben, drängten wirkliche Menschen, geliebte und ungeliebte, nach dichterischer Gestaltung. Erst als ihm durch das Jus-Studium und die Gerichtspraxis seines ältesten Sohnes Herbert die Welt des Gerichts vertraut wird, fallen die Hemmungen, und in einem Zuge, in zwei Monaten (vom 30. April bis 4. Juli 1911) schreibt er diesen Meisterroman nieder. Im Kopfe hatte er ihn schon längst fertig.

Der Roman „Es war einmal ein Bischof . . .“ ist letzten Endes ein politisches Buch. Trotz dem lieblichen Stimmungsreiz und einer idyllenhaften Provinzatmosphäre. Im Mittelpunkt der Handlung steht die überragende Gestalt des Bischofs Rudigier, sein aufsehenerregender Prozeß wegen Aufruhrs gegen die Staatsgewalt.

Es ist ein Zeitroman wie die „Götzendämmerung“: der Kampf zwischen Liberalismus und Klerikalismus und das Überpersönliche über den Kampf: die Majestät des Kaisers, der die weise Entscheidung der Begnadigung trifft. Die Gestalt des Bischofs wird von der Parteien Haß und Gunst vollkommen losgelöst, sie wird menschlich gezeichnet. Und das ist die große künstlerische Leistung des Dichters.

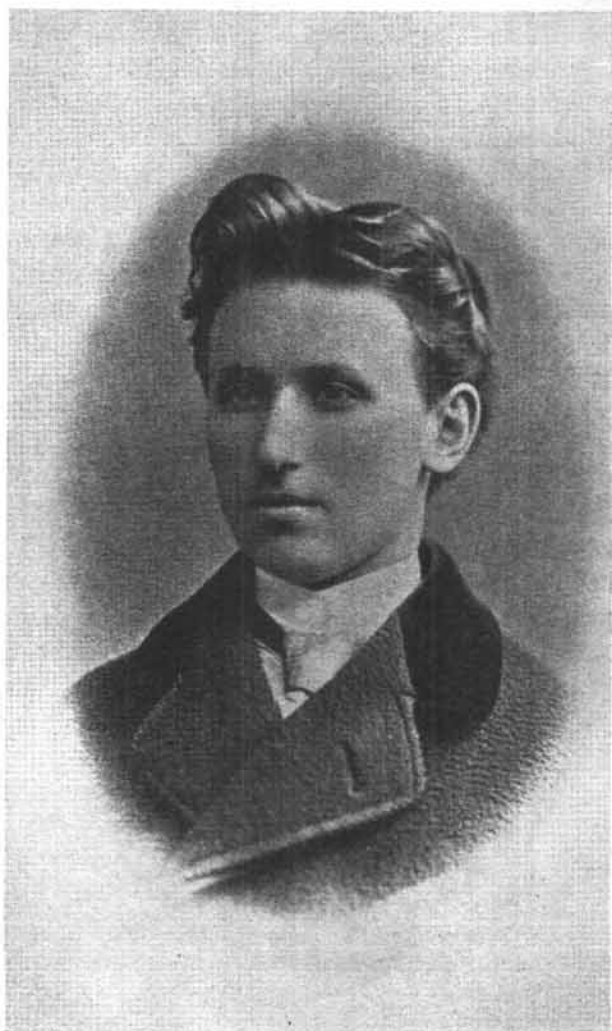
Dank der dichterischen Form des Tagebuches, die einen unmittelbaren Erlebnisbericht ermöglichte, ist die Stimmung der Linzer Jahre echt wiedergegeben und nur dort retuschiert, wo es das Kunstwerk erforderte. Der Roman, der nach einem großen Vorbild „Dichtung und Wahrheit“ ist, erzählt in der Nebenhandlung nur Selbsterlebtes. Zu den Kollegen des tagebuchschreibenden Viktor von Böheim saßen des Dichters Linzer Freunde Modell; auf die Beziehung zwischen der Romanfigur Edlacher und Ludwig Stifter, dem dichterischen Freund, haben wir in dieser Darstellung schon ausführlich hingewiesen. Die gestaltende Phantasie Müller-Guttenbrunns geht immer von einem Urbild aus und es wäre eine verlockende Aufgabe, diese Prämisse am Linzer Bischofroman im einzelnen nachzuweisen. Allerdings wirken die Gestalten des Dichters auch ohne diese Behelfe. Die dichterischen Lebensberichte Adam Müller-Guttenbrunns sind eben keine Schlüsselromane. Das gilt im besonderen für den Linzer Roman „Es war einmal ein Bischof . . .“

Anmerkung:

¹⁾ 1918 ist das Buch erschienen: der Jugendroman „Meister Jakob und seine Kinder“, eine getreue Darstellung vom Hause des Großvaters Jakob Müller. „Leider ist darin nichts erfunden. Wer will, findet meine Mutter und auch mich darin.“ (Tagebuch, 6. 9. 1917, nach der Vollendung des Romans.)

Quellennachweis:

Dieser Darstellung sind außer eigenen Arbeiten die Original-Tagebücher Adam Müller-Guttenbrunns zugrunde gelegt, aus denen bisher unbekannte Stellen zum ersten Male veröffentlicht werden. Auch die Daten aus den Diensturkunden des Telegraphenbeamten konnten den Freunden des Dichters erstmalig zur Kenntnis gebracht werden.



Ein Jugendbildnis Adam Müllers

(Die Aufnahme stammt aus Wien. Auf der Rückseite der Photographie ist handschriftlich mit Tinte vermerkt: „Müller le premier mars MDCCCLXXI“)

Aus dem Müller-Guttenbrunn-Archiv Adam Thims